

Jenseits von Gut und Böse

Das Volk der Guaraní will sein angestammtes Land im brasilianischen Bundesstaat Mato Grosso do Sul zurück. Doch die Farmer, die es seit Jahrzehnten bewirtschaften, sind nicht bereit, ihre Felder kampflos aufzugeben. Das Problem: Beide haben recht.

Text: Andreas Fink

Fotos: Nadia Shira Cohen & Paulo Siqueira



Ein Guaraní-Mädchen lässt seine Wut an einer Puppe aus: Aufgestaute Aggressionen sind in der umkämpften Gegend nicht ungewöhnlich.

**Bittere Armut ist ständiger
Begleiter der Indigenen.
Seit man ihnen den Wald und
ihre Kultur genommen hat,
kommen viele von ihnen mit dem
Leben nicht mehr zurecht.**



Besitzer oder Besatzer?

Dácio Queiroz Silva ist ein *Fazendeiro*, sein Vater hat das Land der *Fazenda Fronteira* an der Grenze zu Paraguay in den 1950er-Jahren rechtmäßig vom brasilianischen Staat gekauft. Er sieht nicht ein, dass derselbe Staat das Gebiet jetzt den Indigenen vom Stamm der Guaraní zurückgeben will.



Flächenbrand im Ackerland

Brandstiftung, Mord und Totschlag sind in Mato Grosso do Sul ganz normal. Das liegt an einem Widerspruch in der brasilianischen Verfassung: Sie garantiert den weißen Farmern das Recht auf Eigentum. Und sie verspricht den Indigenen die Rückgabe ihres Landes. Das konnte nicht gutgehen.





Sie wollen nicht mehr warten

Das Leben in den ihnen zugewiesenen Reservaten ist für die Guaraní öd und hat keine Zukunft. Sie wollen endlich das Gebiet haben, das ihnen vor zehn Jahren vom Präsidenten zugesprochen wurde. Jetzt haben sie zur Selbsthilfe gegriffen und das heilige Land *Nande Ru Marangati* einfach besetzt.



Die Armee rückte nach dem Tod von Simeão Vilhalva an, auf Befehl der Präsidentin.

SIE HABEN ZWEI Kreuze an sein Grab gestellt, ein ganz einfaches aus zwei langen Ästen und ein kleineres aus hellem Holz, mit einem rostigen Nagel in der Mitte. An dessen Querbalken steht ungenlenk hineingeschnitzt: *Simeão Vilhalva, falecido 29/08/15.*

Am Samstag, dem 29. August 2015, ist der 25-Jährige aus dem Volk der Guaraní gestorben. Das ist im Grunde die einzige Gewissheit. Wie er starb, wo er starb und zu welcher Stunde, ist umstritten. Ebenso umstritten wie der Boden, in dem seine Überreste nun ruhen, und das Land, auf dem seine Großfamilie nun siedelt. Und die Frage nach dem Schuldigen an seinem Tod.

Abfahrt aus Ponta Porã, einer flachen Rastersiedlung an der Grenze von Brasilien zu Paraguay – Freihandelszone, Schnäppchenmarkt und, wie man hört, Einfallstor für Marihuana. Es geht auf

der Staatsstraße nach Norden, das Land ist leicht gewellt und schwer genutzt: Mais, Zuckerrohr und vor allem Soja. Der Bundesstaat Mato Grosso do Sul ist ein Gebiet der industrialisierten Landwirtschaft – vol-

ler Silos, Ethanoldestillieren und Geflügelfarmen, bevölkert von Männern in Pick-up-Trucks, Giftsprühfahrzeugen und überlangen Sattelzügen.

Straßensperre, die Armee. „Bom dia, Fahrzeugpapiere, Führerschein“, sagt der Soldat, zwei weitere stehen hinten ihm, Schnellfeuergewehre vor der Brust. „Was führt Sie in diese Gegend?“

„Die Landkonflikte.“

„Ah, uns auch“, meint der Unteroffizier bloß trocken und winkt uns weiter.

Die Streitkräfte rückten nach dem Tod von Simeão Vilhalva an, auf Befehl von Präsidentin Dilma Rousseff. Es geht um Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, um Recht und Gesetz. Aber um wessen Recht? Das der Agrarproduzenten, die auf diesen Böden Brasiliens Außenhandelsbilanz aufbessern? Oder das der Guaraní, die seit Jahrtausenden hier leben? Brasiliens Ver-

fassung garantiert Grundbesitzern das Recht auf Eigentum. Und sie verbietet den indigenen Anspruch zur Rückkehr auf angestammte Territorien. Das ist ein Widerspruch, ein blutiger Widerspruch. Darum sind nun 1.200 Soldaten hier.

„Eingang verboten, indigenes Gebiet“. Dem handgeschriebenen Schild haben Regen und Sonne zugesetzt in den drei Monaten, die es an dem Holzgatter hängt. Der Feldweg führt vorbei an einem Ziegelbau, auf dessen Veranda drei Männer mit Baseballkappen sitzen. Einer steht auf, grüßt und öffnet das Tor, nachdem er sich überzeugt hat, dass keine Gefahr droht. Der Posten ist ständig besetzt. Es öffnet sich der Pfad in eine hügelige Landschaft aus Wiesen, kniehoch das Gras, dazwischen raumgreifende tropische Bäume und mit Buschwerk bestandene Bachläufe. Hinter der nächsten Kuppe eine typisch brasilianische *Fazenda*: Viehgitter, ein gemauerter Aquädukt, ein ziegelgedecktes Haupthaus und mehrere Nebengebäude. Weiße Zebu-Rinder grasen an einem Hang.

Doch auf dieser Ranch leben keine Cowboys, sondern Indianer. Um die Gebäude tollten dunkelhäutige Kinder, indigene Frauen waschen Kleidung an der gemauerten Wasserrinne, zur Begrüßung kommt ein schwächlicher Mann um die 30 in weißem T-Shirt, roten Sporthosen und Flip-Flops: „Willkommen in der freien Primavera!“

Er schlurft voran, führt uns vorbei an einer Satellitenantenne zum Haupthaus. Joel Aquino, so heißt der Mann, arbeitet am Vormittag als Lehrer in der Grundschule des Dorfes Campestre; seine Liebe gilt der Mathematik. Im Haupthaus, einem großzügigen Bau, fehlen Möbel, Bilder, Lampen. Nur Matratzen liegen herum. Auf einer doppelten im Gang drängeln sich zehn Mädchen um einen Laptop, es läuft „My Little Pony“. „Wir haben Internet hier“, erklärt Joel. „Erst haben sie uns den Strom abgeklemmt, aber weil ohne unsere →

1: Guaraní-Häuptling Loretito und Arsenio, der religiöse Führer: „Wir wollen hier sterben.“

2: Indianerland: Als die weißen Siedler kamen, verloren die Guaraní ihren Kosmos.

3: Das Grab von Simeão Vilhalva: Wie und wann der 25-Jährige starb, ist noch unklar.





1



2

Antenne mehrere andere Fazendeiros ebenfalls kein Internet mehr hatten, kam der Strom zurück.“

Die Fazenda Primavera ist eine besetzte Farm. *Invasão* nennen das die Grundbesitzer – Invasion. Die Guaraní, die Indigenenbehörde FUNAI und Unterstützer wie das katholische Indigenenmissionswerk CIMI nennen es *Retomada*, Rückbesetzung – also die Herstellung des Urzustandes. Im Prinzip.

Der konkrete Fall begann am 22. August 2015 um vier Uhr morgens. Da öffneten mehr als 100 indigene Männer, Frauen und Kinder die Eingangstore der Fazenda. Manche hatten Farbe im Gesicht, viele hatten Masken auf und trugen Prügel, einige auch Macheten sowie Pfeil und Bogen. Sie nahmen den Verwalter und zwei seiner Kinder gefangen, die Ehefrau konnte mit dem 8-jährigen Sohn fliehen und die Polizei rufen.

Die Besetzer gaben die Geiseln sowie den größten Teil des Viehbestandes schnell frei. „Wir haben mit dem Fazendeiro ausgehandelt, dass er uns 50 Rinder lässt, wenn wir ihm den neuen Traktor und seine ganzen Möbel zurückgeben“, erzählt der Lehrer Joel. „Dem tun die 50 Kühe nicht weh, der hat noch 26 andere Fazendas.“

Wenn es denn so einfach wäre. Es ist aber fürchterlich kompliziert. Denn das Land, auf dem sich die Fazenda Primavera befindet, hätte bereits vor zehn Jahren an die *Tekohá Marangatú*, die Guaraní-Gemeinde aus dem Dorf Campestre, übergeben werden sollen. 1999 lieferte die Indigenenbehörde FUNAI erste Gutachten; 2002 sicherte der brasilianische Justizminister den Guaraní permanente Besitz- und Nutzungsrechte des Gebiets zu; und 2005 wurde dieser Entscheid von Präsident Luiz Inácio „Lula“ da Silva bestätigt.

Doch noch im selben Jahr hob der Oberste Gerichtshof nach Klagen der Farmer die Entscheidung, die 9.300 Hektar des *Ñande Ru Marangatú*, des heiligen Landes Marangatú, an die Guaraní zurückzugeben, wieder auf. Daraufhin besetzten die Indigenen einen Teil des Geländes, wurden jedoch von Sondereinheiten der Polizei vertrieben. Neun Tage danach erschoss ein privater Wachmann den Guaraní Dorvalino Rocha, der Maniok von einem Feld holte, das er während der Besetzung angelegt hatte. Es war Heiligabend.

1988 versuchte Brasilien, fast fünf Jahrhunderte des Unrechts an seinen Ureinwohnern gutzumachen.



Der Artikel 231 der neuen, demokratischen Verfassung versprach den indigenen Völkern die Anerkennung ihrer sozialen Organisation, ihrer Gebräuche, Sprachen, Glauben und Traditionen – und darüber hinaus die Besitzrechte an ihren angestammten Gebieten. Brasilien verpflichtete sich, die Güter der Indigenen zu schützen und ihnen Respekt zu verschaffen.

Das war die Basis eines landesweiten Rückgabeprozesses, der binnen fünf Jahren vollzogen sein sollte. Heute, 27 Jahre später, sind wohl knapp 13 Prozent des Staatsgebiets indigenes Territorium. Allerdings liegen 97 Prozent davon im Amazonasgebiet, einer Region, die für landwirtschaftliche Nutzung nicht so interessant ist.

Sicher ist, dass der Rhythmus der Landrückgaben mit den Jahren ins Stocken geriet; dass im Agrarstaat Mato Grosso do Sul bisher kaum Flächen zurückgegeben wurden; und dass in den Hinterzimmern des brasilianischen Kongresses nun eine Verfassungsergänzung diskutiert wird, die den gesamten Rückgabeprozess beenden würde. Die Agrarwirtschaft ist sehr einflussreich.

„Jetzt! Wir mussten jetzt handeln“, sagt Loretito Vilhalva, der *Capitão* von Marangatú.

Gesichtszüge und Frisur des Häuptlings erinnern an den Bolivianer Evo Morales, den ersten indigenen Präsidenten Lateinamerikas. Vilhalva trägt ein gebügeltes Hemd und hat ein langes Messer am Gürtel. Kein graues Haar lugt unter seiner Baseballkappe hervor, die aus irgendeinem Grund die Aufschrift „Dope“ trägt.

Zehn Jahre hatten die Guaraní in Campestre auf eine Entscheidung des Höchstgerichts gewartet, ein ödes Dasein auf dem Pannestreifen des Boom-Landes Brasilien, notdürftig alimentiert von Familienbeihilfe und *cesta básica* – so heißen die Basis-Essensrationen der Regierung. Einige Guaraní arbeiteten für die Fazendeiros. Andere verdingen sich bei der Zuckerrohrernte oder in Ethanol- →

1: Kinder in einer besetzten Farm: Die Grundbesitzer nennen das „Invasion“, die Guaraní sagen „Retomada“ dazu – Rückbesetzung.

2: Spiritueller Führer mit traditionellem Kopfschmuck: Die 1988 beschlossene Landrückgabe kam mit den Jahren ins Stocken.

3: Sojafeld im heiligen Land der Guaraní: Jetzt wird ein Verfassungszusatz diskutiert, der den Rückgabeprozess ganz stoppen würde.

4: Gewaltopfer: Täter sind nicht nur Farmer, auch unter den Indigenen gibt es häufig Familienfehden und Schlägereien unter Alkoholeinfluss.



Militärisches Vorbild, Nachahmer: Die Armee rückte im Sommer an, als es die ersten Toten gab. Sie hält seither die Streitparteien auseinander.

fabriken, in denen aus Pflanzen Treibstoff erzeugt wird. Manche, wie der Lehrer Joel, bekamen von den Farmern Hilfe bei der Ausbildung und – so wird gemunkelt – wohl auch Geld, um die eigenen Leute ruhig zu halten. Es war eine gespannte Ruhe, aufgeladen mit Verachtung. Auf dem Markt in der Stadt Antônio João wurden Guaraní nicht bedient, ihre Kinder in der Schule von weißen Mitschülern verprügelt. Dann begann 2012 die wirtschaftliche Krise Brasiliens, die alle Branchen bis auf den exportorientierten Agrarsektor zerzauste, der davon profitiert, dass die Währung heute 60 Prozent weniger wert ist als 2011. Und Mitte 2015 erfuhren die Guaraní von der „PEC 215“, jener Verfassungsergänzung, die ihre Ansprüche wohl endgültig zunichtemachen würde.

„Wir sagten uns, was soll's?“, sagt Loretito Vilhalva. „Wir wollen auf unserem Land sterben, wenn wir sowieso zum Tode verurteilt sind.“ Man muss diesen Satz wörtlich nehmen. Denn das Dasein in Reservaten und Weilern wie Campestre hat nichts mit dem gemein, was die Guaraní unter Leben verstehen, was die Identität dieses Volkes in tausenden Jahren formte.

Als der Staat und die Siedler in den 1930ern in den Süden des Mato Grosso vordrangen, verloren die etwa 40.000 Guaraní dort nicht nur ihr Land. Sie verloren den Wald und damit ihre Schule, ihre Arbeit, ihre Kenntnisse, ihre Tiere, ihre Früchte, ihre Geister und Dämonen. Sie verloren ihren Kosmos. Und blieben – von den Behörden in Reservaten mit anderen Familien oder gar anderen indigenen Völkern gezwängt – übrig in einer weißen Welt, die ihre Jagdgründe, Friedhöfe und heiligen Stätten unterpflügte. In dieser spirituellen Auslöschung sehen viele Anthropologen den Auslöser für eine beispiellose Serie von Selbstmorden.

Die Suizidrate bei den Guaraní ist elfmal höher als im brasilianischen Durchschnitt.

„Ich wurde hier geboren, vor 57 Jahren“, sagt Loretito Vilhalva, hinter ihm das Haupthaus der *Fazenda Cedro*, vor ihm ein Felsmonolith – rotes Gestein, bewaldete Kuppe –, der an die 200 Meter aus der Landschaft emporragt. „Hier, am Fuße des *Cerro Marangatú*, unserem heiligen Berg, das ist unser Land.“ Diesen Satz sagt er zweimal.

Es ist Vormittag auf der Fazenda Cedro. Auf einem rustikalen Holzherd, den sie aus der Küche ins Freie verfrachtet haben, kochen Frauen schwarze Bohnen und Reis, die Hauptzutaten der staatlichen Nothilfepakete. Der frühere Garten ist nun mit Müll bedeckt – kaputte Flip-Flops, Plastiksäcke, Batterien.

„Holt Arsenio“, weist Häuptling Loretito zwei Burschen an. Geschwind ist der weise Mann mit Schnauzbart da. Er ist schon über 70, bewegt sich aber wie ein Junger. Er trägt einen blau-rot bestickten Kopfschmuck, denn er ist der religiöse Führer der Guaraní. „Dort hinten war unser Gebetshaus,

„Was soll's? Wir wollen auf unserem Land sterben, wenn wir sowieso zum Tode verurteilt sind.“

direkt unterhalb des Cerro. Dort haben wir gebetet und den Mais getauft. Unsere Wälder waren voller Tiere – Wildschweine, viele Vögel und auch den Yaguareté.“ Er meint den Jaguar, dessen deutscher Name seinen Ursprung in der Guaraní-Sprache hat. Arsenio spricht nur Guaraní. In Paraguay ist Guaraní Umgangssprache, viele Menschen beherrschen es besser als das Spanische. Im nationalistisch geprägten Brasilien sind die Sprachen der Urvölker auf deren Gemeinden beschränkt, Guaraní wird wohl in den indigenen Grundschulen gelehrt, doch in der Oberschule geht es nur auf Portugiesisch weiter.

Eines Tages – Arsenio war noch ein Kind – kam sein Vater mit einem weißen Mann an. →

DIE VERTREIBUNG AUS DEM PARADIES

Einst waren die Guaraní die Herrscher im Urwald von Mato Grosso do Sul. Heute gibt es keinen Wald mehr. Und die Guaraní sind de facto entmündigt.

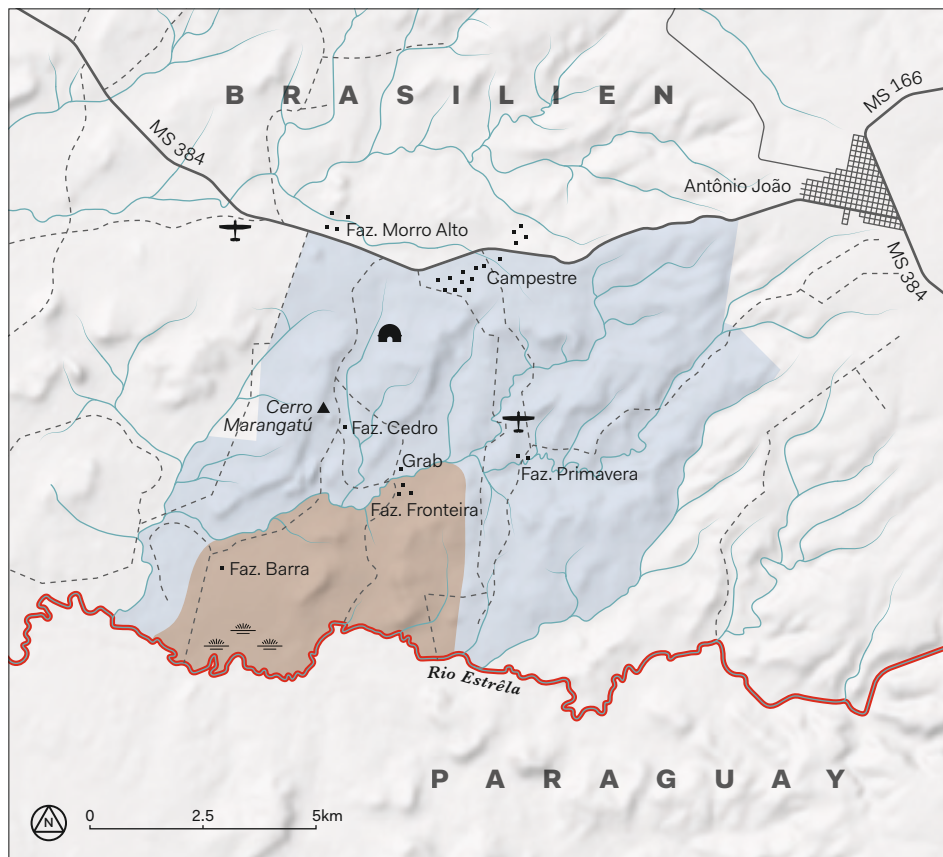
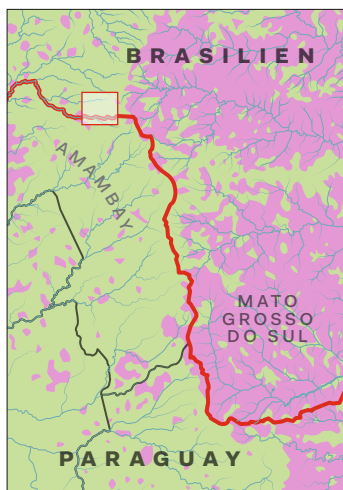
MIT ETWA 51.000 PERSONEN sind die *Guaraní* das **zweitgrößte indigene Volk** in Brasilien. Der Großteil von ihnen lebt im Südwesten des Staates Mato Grosso do Sul, der, obwohl etwa so groß wie Deutschland, nur 2,6 Millionen Einwohner zählt. Die Guaraní wohnen überwiegend in acht vom Staat in den 1920er- und 1930er-Jahren angelegten **Reservaten** und vierzehn zwischen 1989 und 1994 vermessenen Gemeinden. Derzeit gibt es etwa 80 **Retomadas**, von Guaraní besetzte Farmen – zum Teil auf Ackerland, das viermal so viel wert ist wie das Weideland von Marangatú. Diese **Landnahmen** sollen die Behörden zur Herausgabe ihrer einstigen Stammesgebiete bewegen. Wie alle anderen indigenen Völker Brasiliens stehen die Guaraní unter der **Vormundschaft** der Indio-Behörde *FUNAI* (*Fundação Nacional do Índio*). Diese vertritt die Rechte der Indigenen und organisiert deren Interaktion mit dem Staat. Wenn beispielsweise ein Indigener einen Pass für eine Aus-

landsreise benötigt, muss er zunächst bei FUNAI eine Genehmigung besorgen. Die Vormundschaft des Staates wird in erster Linie deshalb aufrechterhalten, heißt es, um die Indigenen zu schützen – etwa vor Lockangeboten von Großgrundbesitzern. Ohne den Segen der FUNAI dürfen Indigene zum Beispiel **keine Verträge unterschreiben**. Jenseits der Grenze, im Nachbarland **Paraguay**, konnten sich die dort lebenden Guaraní in den 1970er-Jahren **Grundtitel** sichern. Theoretisch sichert die Verfassung den Indigenen auch dort **umfassende Rechte** zu, doch in der Praxis kommt der bettelarme Staat seinen Aufgaben kaum nach. „Die Regierung muss die aktuelle Situation als **Notlage** einschätzen“, konstatierte die UN-Sonderberichterstatlerin Victoria Tauli-Corpuz im August vorigen Jahres. Fast alle Indigenen in Paraguay leiden unter **extremer Armut**, anders als in Brasilien gibt es keine staatliche Grund-sicherung mit Lebensmitteln.



Südamerika
Brasilien
Mato Grosso do Sul

Der Südwesten des **Staates Mato Grosso do Sul** zeichnet sich durch reichhaltige und fruchtbare Böden aus. Die mit dicken Schichten roter Erde bedeckten Flächen eignen sich hervorragend für **industrielle Landwirtschaft**: Im großen Stil werden **Soja** (für Schweinefutter) und **Zuckerrohr** (für Treibstoff) angebaut, auf bergigem Terrain weiden **Rinderherden**. Die Urwälder wurden abgeholzt, Edelhölzer exportiert. Für die von den Guaraní gepflegte Lebensweise gibt es **keinen Platz** mehr in dem Land, das einst ihr Lebensraum war.



- | | | | |
|-----------|--------------------|-------------------|--------------------|
| Ackerland | Ñande Ru Marangatú | Guaraní-Heiligtum | befestigte Straßen |
| Weideland | Siedlungen | Sumpfland | |
| Kampfzone | Flughafen | Schotterpisten | |



▲ **Indio-Gebetshaus:** „Spirituelle Auslöschung“ als Ursache für viele Probleme.

▼ **Bad im Fluss:** Sieht aus wie früher, doch das Wasser ist von der Agrarindustrie verseucht.





▲ Besetzte Fazenda Primavera: Möbel, Bilder, Lampen fehlen, es gibt nur Matratzen.

▼ Aufseher auf der Fazenda Fronteira: „Die Landnahme war vom Staat erwünscht.“



„Das ist unser neuer Nachbar“, sagte der Vater. Pio Silva war ein kräftiger junger Kerl, dessen Eltern im weiter östlich gelegenen Bundesstaat Minas Gerais einen Hof besaßen, der viel zu klein war für die 17 Kinder. Pios Ausweg war Brasiliens wilder Westen, der Südteil des „dichten Gestrüpps“, wie die deutsche Übersetzung von *Mato Grosso* lautet. Mit 16 verließ er sein Elternhaus, 10 Jahre schuftete er als Knecht und sparte eisern, in der Hoffnung, sich eines Tages Grund kaufen zu können. 1948 fand er Land in Marangatu, 1951 kaufte er 3.000 Hektar Wald, ganz offiziell vom Staat. Später kamen weitere 1.500 Hektar dazu.

„Pio Silva begann sogleich mit dem Roden des Waldes. Unsere Leute halfen ihm dabei, und er gab uns Bohnen und Reis“, erinnert sich der alte Arsenio. „Überall säte er afrikanisches Gras, aber das überwucherte bald auch unsere Maisfelder. Dann züchtete er Schweine. Die rannten frei herum und fraßen unsere Vorräte auf. Als Silva genug Holz verkauft hatte, schaffte er einen Traktor an. So hatten wir keine Arbeit mehr und kein Essen. Schließlich mussten wir fortziehen.“

Acht Jahre alt war Arsenio, als der neue Nachbar auftauchte. Und elf, als seine Familie versuchte, in Paraguay neu anzufangen. Das scheiterte am Heimweh nach der alten Heimat. Doch die war nun gerodet, eingezäunt, bevölkert von Rindern. Und bewacht von Sicherheitsdiensten.

„Pistoleiros“ sagen die Guarani.

138 Indigene wurden im Jahr 2014 in Brasilien ermordet, behauptet das Missionswerk CIMI,

das, gegründet vom Vorarlberger Bischof Erwin Kräutler, zu den wenigen brasilianischen Fürsprechern der Ureinwohner zählt. Und die Todesfälle nähmen zu, Jahr für Jahr, warnen die Missionare. Je mehr Zeit sich die Gerichte lassen. Je mehr Farmen „zurückgeholt“ werden.

„Kommen Sie mit!“ Loretito Vilhalva greift sich einen Bogen sowie ein paar Pfeile und geht voran, der alte Arsenio und zwei Halbwüchsige hinterdrein, alle mit traditionellen Waffen. Der Weg führt erst bergan, um nach einer Kuppe in mehreren Kurven zu einem weiten Talboden zu führen, der offensichtlich als Viehweide diente. Doch die Rinder sind verschwunden. Das Gras

„Wir fürchten den Tag, an dem die Militärs abgezogen werden. Denn dann gibt es hier Krieg.“

wuchert, Grillen zirpen, Frösche quaken. Und unter ein paar mächtigen alten Bäumen sitzt eine Familie und sieht ihren Kindern zu, wie sie von Pfütze zu Pfütze hüpfen. Doch nein, das ist keine ländliche Idylle. Es ist eine Frontlinie.

Die zehn Häuser auf der Wiese, errichtet halb traditionell mit einem Gerüst aus Ästen und Palmblättern und halb modern mit Plastikplanen, liegen in einer potenziellen Schusslinie. 200 Meter entfernt, hinter den Bäumen am Ufer des Bachs Estrelinha, steht auf einer Anhöhe das Haupthaus der *Fazenda Fronteira*. Durch die Blätter sind Militärzelte sichtbar, Geländewagen der Armee und das doppelte Auge eines Fernglases, das jede Bewegung im Talboden registriert. „Wir fürchten den Tag, an dem die Militärs abgezogen werden“, sagt Loretito Vilhalva, „denn dann stehen dort oben die Pistoleiros. Dann gibt es hier Krieg.“ Den gab es schon, davon kündigt das Grab des Simeão Vilhalva, 50 Meter vom Bachufer entfernt.

Es war ein sonniger Samstag Ende August. Eine Woche nach dem Einmarsch der Indigenen auf der Fazenda Primavera und vier Tage nach

Demonstration von Guarani gegen den Verfassungszusatz „PEC 215“: Die Änderung würde ihre Ansprüche endgültig zunichtemachen.





der Übernahme der Fazendas Barra, Cedro und Fronteira. Im *Sindicato Rural*, dem örtlichen Bauernverband, drohte die Stimmung zu explodieren. Eine Woche lang hatten die Farmer die Landstraße nach Bela Vista blockiert, aber der Staat unternahm nichts, um die Indigenen von den besetzten Höfen zu vertreiben. Roseli Maria Ruiz, die Vorsitzende des Sindicato, der die besetzte Fazenda Barra gehört, brach mitten in ihrer Rede ab und sagte: „So, genug geredet. Ich geh jetzt heim!“ Sie ging nicht allein. Mehr als 60 Pick-ups waren hinter ihr, voll beladen. Mit Männern. Mit Wut. Mit Waffen?

Was folgte, ist nur lückenhaft dokumentiert. Obwohl die Farmer den mitgeführten Journalisten die Kameras abgenommen hatten, sind im Internet Videoschnipsel von dem Vorfall zu finden. Man sieht Menschen rennen, Männer prügeln, man hört Kinder schreien und Frauen kreischen. Und es gibt einige wackelige Bildsekunden vom toten Simeão Vilhalva. Blaues T-Shirt und Armejacke, das Gesicht blutig. Drei Männer schleppen den leblosen Körper über eine Wiese. Sie legen den Leichnam ab.

Loretito Vilhalva steht am Rand der Wiese, der Bach liegt ungefähr 15 Meter tiefer. Er deutet auf die Büsche am Ufer gegenüber und sagt: „Der

Schuss kam von dort unten. Er war gezielt und kalkuliert. Simeão war einer unserer wichtigsten Führer.“ Zwei Stunden dauerte die offene Schlacht, ehe die Grenzpolizei dazwischenging. Am Ende waren die Indigenen von der Fazenda Barra und aus Teilen der Fazenda Fronteira inklusive Haupthaus vertrieben. Mehrere Guaraní, auch Kinder, wurden verletzt. Zeuge des Exzesses wurde ein Abgeordneter des brasilianischen Kongresses, der, so versicherte er nachher, mitgefahren war, um zu vermitteln. Schließlich musste der Politiker, im Zivilberuf Mediziner, den Toten begutachten. Er erklärte danach, die Leiche sei erstaunlich starr gewesen – was auf einen früheren Tod hindeuten würde. Später untersuchten Gerichtsmediziner den Leichnam, ehe er nach ein paar Tagen freigegeben wurde. Der Untersuchungsbericht ist streng geheim. Angeklagt wurde niemand.

„Dieser Leichnam war nicht von diesem Tag. Die Polizei hat den Körper untersucht. Ich wurde nicht einmal vorgeladen von denen. Wenn dieser Mann wirklich auf meinem Grund erschossen worden wäre, dann säße ich längst hinter Gittern.“ Das sagt der Mann, dem die Fazenda Fronteira – nach seiner tiefen Überzeugung – gehört. Es ist nicht einfach, Dácio Queiroz Silva zu treffen, die Geschehnisse haben ihn verbittert. Mit der →

Gebetshaus, errichtet zwischen Sojafeldern: Die Guarani führen einen verzweifelten Kampf gegen die mächtige Agrarlobby.

Sehnsucht nach der alten Heimat

Anfangs war den Guaraní nicht ganz klar,
was da auf sie zukam. Sie halfen den
Farmern und bekamen dafür Lebensmittel.
Doch dann war ihre alte Heimat
gerodet, eingezäunt und
bewacht von Sicherheitsdiensten.



Presse wollen die Farmer eigentlich nicht mehr reden, denn diese sei, sagen sie, längst Teil einer „Unterstützungsindustrie“ für indigene Interessen. Auf seinem Hof will er niemanden empfangen, es sei trostlos dort – draußen die Militärs und drinnen das Chaos. Er schlägt ein Restaurant in der Provinzhauptstadt Campo Grande vor, weit weg von den Hügeln des Marangatú.

Der Fazendeiro erscheint standesgemäß im silberfarbenen Pick-up, er ist ein stattlicher Mann mit kräftigem Händedruck, Jeans, Polohemd von Ralph Lauren. „Bom dia, tudo bem?“ Mit mächtiger Bassstimme beginnt er am Anfang des Dra-

Als der Staat das Land 2005 zur „terra indígena“ erklärte, erlitt Dácios Vater Pio das Trauma seines Lebens.

mas: „1951 machte mein Vater Pio Silva den Grundbucheintrag. Damals gaben Regierungsbeamte das Land frei. Es gab keinen Widerstand damals, keine Besetzung – nichts. Diese Landnahme war vom Staat ausdrücklich erwünscht. Brasilien wollte die Gebiete des Westens besetzen, die es nach dem Paraguay-Krieg annektiert hatte.“

Pio Silva schrieb eine Erfolgsgeschichte, die seinem Sohn Dácio ein Wirtschaftsstudium in den USA ermöglichte. Nachdem der Pionier die Bäume gefällt und Gras angepflanzt hatte, brachte er 300 Kühe aus Minas Gerais mit der Bahn bis nach Campo Grande und marschierte zu Fuß mit der Herde auf sein Land, über 300 Kilometer weit. 4.800 Stück Vieh hatte Pio Silva schließlich, reinrassige Rinder der robusten indischen Rasse Nelore. Sein Betrieb spezialisierte sich auf Zuchtstiere, die in ganz Brasilien verkauft wurden. Die Familie habe viel investiert, darum habe sie auch mehrfach Hypotheken auf das Land aufnehmen müssen. „Dass wir die bekamen, ist doch der deutlichste Beweis dafür, dass unsere Besitztitel echt sind!“

Dácio Queiroz wurde 1958 geboren – auf der Fazenda Fronteira. Hinter dem Haupthaus vergrub seine Mutter einst die Nabelschnur. Mehrfach hatte die nationale Landwirtschaftsagentur INCRA die Besitztitel aller Fazendas entlang der Grenze zu Paraguay bestätigt. Darum konnte es die Familie kaum glauben, als derselbe Staat den Grund 2005 zur *terra indígena* erklärte. Sein Vater war damals noch am Leben, weit über 90. „Für ihn war das ein Trauma am Ende eines Lebens voller Arbeit. Als ich ein Kind war, gab es auf dem Gelände genau 18 Indios. Es war die Familie Vilhalva. Loretito, den jetzigen Anführer, kenne ich gut, wir sind gleich alt und gemeinsam aufgewachsen. Mein Vater war der Taufpate seines Bruders. Aber heute behaupten 1.067 Indigene, aus Marangatú zu stammen. 18 wurden zu über 1.000 – das alles stimmt doch hinten und vorn nicht!“

Nach den Klagen der Fazendeiros ordnete ein Gericht in Ponte Porá im Oktober die Räumung des gesamten besetzten Gebiets an. Kampfeinheiten von Polizei und Armee wurden nach Campestre verlegt, inklusive eines Feldspitals. Doch nur wenige Stunden vor dem geplanten Einsatzbeginn, am 21. Oktober um 1.14 Uhr früh, stoppte der Oberste Gerichtshof in Brasília die Aktion, „um Gefahren für Leib und Leben“ abzuwehren. „Da steckte ein politischer Befehl dahinter“, vermutet der Viehzüchter. Und womöglich andere mächtige Interessen. „Meine Fazenda befindet sich direkt an der Grenze, und auf der anderen Seite liegt das wichtigste Marihuana-Anbaugebiet Südamerikas. Die Schmuggler wissen: Wo die Indios sind, gibt es keine staatliche Kontrolle mehr.“

Politik und Drogenschmuggler, ist das jetzt nicht ein bisschen viel an Verschwörung?

„Das ist noch nicht alles!“, ereifert sich der Farmer. „Unter meinem Land liegt der *Aquifero Guaraní* – das ist das zweitgrößte Süßwasserreservoir der Erde. Man muss nicht paranoid sein, um sich auszurechnen, dass solche strategischen Ressourcen begehrt sind. Die Indios werden ständig mehr, sie fahren nach Europa, nach Brasília, zur UNO und kommen zurück und sind wieder mehr. Anthropologen und Journalisten kommen her und machen Stimmung gegen uns. In Europa sammeln sie Geld für die Indigenen und ihre →

Der Paraguaykrieg

Von Europa weitgehend unbemerkt, trug sich zwischen 1864 und 1870 einer der **blutigsten Kriege der Neuzeit** zu. Als sich der Pulverdampf gelegt hatte, waren **56 Prozent** der Bevölkerung Paraguays und über **80 Prozent seiner wehrfähigen Männer tot**. Auslöser waren ein großwahnsinniger **Diktator** und ein vergleichsweise **nichtiger Anlass**: Die konservative Regierung Uruguays bat den paraguayischen Herrscher **Francisco Solano López** um Hilfe gegen Aufständische, die ihrerseits von Brasilien unterstützt wurden. Der Konflikt eskalierte und am Ende sah sich López einer übermächtigen **Tripel-Allianz aus Brasilien, Argentinien und Uruguay** (nach dem Sturz der alten Regierung) gegenüber. Von der folgenden Niederlage konnte sich das Binnenland nie mehr erholen: Paraguay gilt bis heute als **Armenhaus** Lateinamerikas. Das Land musste seinerzeit fast die Hälfte seines Staatsgebiets an die siegreichen Nachbarn abtreten – darunter große Teile des heutigen brasilianischen Bundesstaats Mato Grosso do Sul.



1



2



3

1: Rinderherde auf der Fazenda Fronteira: Pio Silva hat das Vieh zu Fuß hergebracht.

2: Guarani bei einer spirituellen Zeremonie: „Jetzt! Wir mussten jetzt handeln!“

3: Ausgabe der staatlichen Lebensmittelrationen: „cesta básica“ gegen den Hunger.

Unterstützungsindustrie. Das Kolonialsystem kommt heute in einer Wolke aus Umweltschützern und Menschenrechtsverteidigern daher. Die Europäer wollen unter dem Mäntelchen des Umweltschutzes hier Einfluss haben, denn in Wirklichkeit geht es ihnen doch um unsere Rohstoffe.“

Weil nicht nur Dácio Queiroz Silva so denkt, tagt im Parlament von Mato Grosso do Sul ein Untersuchungsausschuss über die Arbeit des Missionswerks CIMI. Die Missionare, immerhin ein Ableger der katholischen Kirche, werden von der Agrarlobby unter anderem der „Förderung terroristischer Aktivitäten“ verdächtigt.

Der Fazendeiro von Fronteira war zweimal Bürgermeister und später auch Chef des Agrarverbands. Er hat gute Bekannte an den Schaltstellen des bevölkerungsarmen Bundesstaates – in der Justiz, in der Wirtschaft, der Gouverneur ist ein Parteifreund. Nun hat dieser der Bundesregierung vorgeschlagen, die Besitzer der besetzten Fazendas zu entschädigen. Gleichzeitig hat die Bundesregierung eine Kommission einberufen, in der Staat, Indigene und Fazendeiros über eine Abfindung beraten sollen. Wäre das eine Lösung für die grünen Hügel von Marangatú?

Dácio Queiroz Silva holt tief Luft. „Noch einmal: Ich weiß, dass das Land meines ist – es gehörte meinem Vater, ich habe alle Dokumente. Aber ich mag nicht mehr diskutieren. Ich habe das Gefühl, das gehört mir schon nicht mehr. 1956 kamen unsere ersten Rinder dorthin, und jetzt musste ich die Tiere rausholen. Ich habe eine andere Fazenda mieten müssen – 450 Kilometer weit weg. Das allein hat mich ein Vermögen gekostet. Es reicht. Wenn ich entschädigt würde, dann gehe ich. Und ich weiß: Alle meine Nachbarn würden auch gehen.“

Und das klingt, als gäbe es doch noch Licht am Ende eines langen, dunklen Tunnels.

